
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.
1902. * № 13.

Die Blume von Horta.

Erzählung von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Umstände sprachen mit geradezu überwältigender Wucht für die Annahme eines Mordes. Henry Briggs war spurlos verschwunden, und für die Vermutung, daß er sich heimlich entfernt haben könne, war auch nicht der kleinste Anhalt vorhanden; sie wurde vielmehr durch den Umstand, daß sich alle seine Habseligkeiten in der Wohnung vorgefunden hatten, höchst unwahrscheinlich gemacht. Dagegen konnte nach Antoniettas Aussage als feststehend angenommen werden, daß der Engländer zwischen zwölf und ein Uhr nachts die Hecke zwischen den beiden Gärten überstiegen hatte. Und gerade dort hatte die Aufwärterin wenige Stunden später das Dolchmesser Rodrigos gefunden. Die Erzählung, mit welcher der Verhaftete bei seiner zweiten Vernehmung herauskam, war jedenfalls am allerwenigsten danach angethan, den Glauben an seine Unschuld zu verstärken. Zuerst hatte er aufs entschiedenste geleugnet, überhaupt in Mr. Briggs' Garten gewesen zu sein, und wollte durchaus nichts davon wissen, wie sein Messer dorthin gelangt sein könne Die Verletzung im Gesicht erklärte er mit einem schweren Fall, den er am verflossenen Abend auf der Treppe seines eigenen Hauses gethan haben wollte. Schon nach vierundzwanzig Stunden indessen war er anderen Sinnes geworden und gestand unumwunden ein, daß er sich in der That an zwei aufeinanderfolgenden Abenden dort oben eingeschlichen habe, weil er dem Liebesverhältnis zwischen Antonietta und dem Engländer auf die Spur gekommen sei und den Wunsch gehabt habe, sich unwiderlegliche Beweise dafür zu verschaffen. In der ersten Nacht sei er durch ein Geräusch vorzeitig verscheucht worden, in der zweiten aber habe er die beiden deutlich gesehen und gehört, und da sei dann allerdings das Verlangen in ihm aufgestiegen, sich an dem glücklicheren Nebenbuhler zu rächen. Hinter der Hecke, welche die Nachbargärten scheidet, habe er sich auf die Lauer gelegt und sei dem nach seinem Hause zurückkehrenden Briggs mit dem Messer in der Hand entgegengesprungen.

So weit klang seine Geschichte ja glaubwürdig genug; der Schluß aber begegnete den gewichtigsten Zweifeln, denn Benar erzählte weiter, der Engländer sei mit einer fast übernatürlichen Kraft und Gewandtheit seinem Angriff zuvorgekommen, indem er ihm einen wuchtigen Schlag ins Gesicht versetzt und ihn dadurch zu Boden gestreckt habe. Halb sinnlos vor Schmerz habe er gar nicht mehr an das Messer gedacht, das ihm beim Sturze entfallen sei, sondern habe sich eilig auf den abgelegensten Wegen in seine Wohnung zurückbegeben. Dem Mr. Briggs aber habe er nicht einmal die Haut geritzt, und wenn der Mann jetzt spurlos verschwunden sei, so könnten die Herren vom Gericht das als einen weiteren Beweis dafür nehmen, daß er überhaupt gar kein menschliches Wesen, sondern ein böser Zauberer oder gar der Satan in eigener Person gewesen sei.

Durch diese abenteuerliche Geschichte, auf die er sich obendrein erst so spät besonnen, hatte Rodrigo seine Lage keineswegs verbessert, sie wurde vielmehr fast gleichbedeutend angesehen mit einem Bekenntnis seiner Schuld, und man wartete nur noch auf den Tag, an welchem die Leiche des Unglücklichengefunden sein würde, um seinem Mörder den Prozeß zu machen.

Dieser Tag jedoch wollte trotz der eifrigsten Nachforschungen nicht erscheinen. Die beiden Gärten waren vollständig umgegraben, und die Umgebung des Ortes war in weitem Umkreise durchforscht worden, ohne daß man dabei auf den Körper des Erschlagenen gestoßen wäre. So mußte man zuletzt wohl der Ansicht derjenigen beipflichten, die da meinten, Rodrigo habe den Leichnam, trotz der beträchtlichen Entfernung, bis an die Bucht geschleppt und ihn dort an irgend einer entlegenen Stelle, mit Steinen beschwert, in das Meer geworfen. Es sprachen wohl viele Umstände gegen eine solche Vermutung, aber bei der Ergebnislosigkeit der mit so großer Sorg-



Das Grant-Mausoleum im Riverfidepark bei New York. (S. 99)
Nach einer Photographie von G. P. Hall & Son in New York.

falt betriebenen Nachsuchungen blieb kaum noch eine andere Annahme übrig. Vielleicht hatte Rodrigo einen Mitschuldigen gehabt, der ihm bei der Fortschaffung der Leiche geholfen hatte. Irgend ein fremder Matrose hatte sich gegen gute Bezahlung wahrscheinlich dazu bereit gefunden.

Jedoch konnten die Richter sich nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß viel Rätselhaftes und Geheimnisvolles in dieser Sache sei. Denn obwohl man in Mr. Briggs' Wohnung dem Anschein nach alles genau in dem nämlichen Zustande gefunden hatte wie zur Zeit seiner Anwesenheit, war doch nirgends ein Dokument, ein Brief oder sonst eine schriftliche Aufzeichnung zu entdecken gewesen, aus der sich etwas Bestimmtes über seine Herkunft, seine Heimat, seinen Stand ergeben hätte. Man wußte jetzt, da er nach der allgemeinen Ueberzeugung nicht mehr auf Erden weilte, von ihm nicht mehr als zu seinen Lebzeiten, und so war man nicht einmal in der Lage, seinen Angehörigen von dem traurigen Schicksal Kenntnis zu geben, dem er hier in der Fremde zum Opfer gefallen war.

Volle fünf Monate hatte man Rodrigo Venar im Gefängnis festgehalten; dann mußte man ihn wohl oder übel freilassen, da man keinen Mörder bestrafen kann, wo kein Ermordeter ist. Finsteren Antlitzes, dem Aussehen nach um ein Jahrzehnt gealtert, schritt der Befreite durch die Straßen von Horta. Die Leute wichen ihm aus, und selbst von seinen besten Bekannten grüßte ihn keiner. Er vergalt ihnen den Abscheu, den sie dadurch gegen ihn an den Tag legten, mit verächtlichen Blicken, und nur hie und da, wenn er wahrnehmen mußte, wie einer, den er für seinen Freund gehalten, sich bei seiner Annäherung eilig abwandte, zuckte es in schmerzlichem Groll über sein Gesicht.

In der Nähe der Kirche stieß er auf einen Leichenzug. Singende Chorknaben schritten ihm voran; unter einem weißen Baldachin wurde der mit weißem Flor überzogene Sarg getragen. Eine große Menschenmenge folgte ihm nach. Rodrigo Venar aber sah in dieser Menge nur eine einzige Gestalt, die Gestalt des alten Pollo.

Von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, starrte Rodrigo mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen auf das feierlich düstere Totengepränge. Seine breite Brust arbeitete ungestüm. Minuten vergingen, bevor er fähig war, sich an einen neben ihm Stehenden mit der Frage nach dem Namen derjenigen zu wenden, die man dort zu Grabe trage. Der Gefragte maß ihn mit einem Blick voll Abscheu und Verachtung, um ihm dann stumm den Rücken zu kehren. Da wandte sich Rodrigo in heller Verzweiflung an eines der halbwüchsigen Kinder, die im Zuge gingen, und die Antwort lautete, wie er es gefürchtet: „Antonietta Pollo wird heute begraben."

Die schöne „Blume von Horta" war dahingewelkt. Buchstäblich war in Erfüllung gegangen, was Antonietta in banger Ahnung dem Geliebten bei ihrem letzten Stelldichein vorausgesagt: ihr Schmerz um seinen Verlust hatte sich nicht in Thränen und Klagen genug thun können, sie hatte nicht mehr leben wollen ohne ihn. Und ihr Wille war stark genug gewesen, den natürlichen Widerstand des daseinskräftigen jungen Leibes zu brechen. Ohne eine eigentliche Krankheit war sie gestorben, allen Bemühungen der Aerzte, aller aufopfernden Pflege ihrer Umgebung zum Trotz — an gebrochenem Herzen. . . .

An diesem Abend fand man Rodrigo Venar sinnlos betrunken auf dem Pflaster in der Hafengasse. Es war das erste Mal, aber es wurde sehr bald zu etwas Alltäglichem.

„Sein schlechtes Gewissen ist es, das ihm keine Ruhe läßt, bis er es betäubt hat," sagten die Leute, und noch mehr als zuvor gingen sie ihm aus dem Wege.

5.

Achtundzwanzig Jahre waren seit dem rätselhaften Verschwinden des jungen Engländers vergangen, und wenn auch die Bucht von Horta jetzt etwas belebter war, als ein Menschenalter früher, und zwischen den Segelschiffen sich jetzt häufig Dampfer im Hafen einfanden, so geschah es doch heute zum erstenmal, daß einer der großen Salondampfer in die Bucht einlief. Zwei starke Schlepper hatten Mühe, den Koloß hereinzubringen, dem draußen auf hoher See die Schraubenwelle gebrochen war und der sich deshalb seiner eigenen gewaltigen Maschinen für die Fortbewegung nicht mehr bedienen konnte. Wie ein Bienenschwarm ergossen sich die gelandeten Passagiere, denen das kleine Abenteuer jetzt nach überstandener Gefahr zumeist wohl nur als eine interessante Abwechslung erscheinen mochte, über den anmutig gelegenen Ort, und namentlich in der unmittelbaren Umgebung des Hafens waren alle die kleinen



Marschall Fuad Pascha. (S. 99)

Verkaufsmagazine, in denen die Erzeugnisse der heimischen Industrie, Holzschnitzereien und Flechtarbeiten, feilgehalten werden, sehr bald mit eleganten Fremden gefüllt.

Zwei vornehm gekleidete Herren in den fünfziger Jahren schritten, ihre Zigarren rauchend, in gemächlichem Geplauder an dem Bollwerk auf und nieder. Namentlich der größere von den beiden war ein stattlicher Mann mit rosigen Wangen und fast noch jugendlich blickenden blauen Augen. Er hatte diese Augen während des Gesprächs schon wiederholt eigentümlich sinnend auf den Hügelkranz gerichtet, an dessen Hängen die Stadt Horta emporklettert, und nun sagte er, eine Bemerkung seines Begleiters unterbrechend, plötzlich ganz unvermittelt: „Ich möchte doch einen kleinen Spaziergang da hinauf machen, aber ich weiß, daß ich Ihnen nicht zumuten darf, mich zu begleiten. Wir treffen uns also, wenn es Ihnen recht ist, in einer Stunde unten im Gasthofe."

„Ich halte Sie nicht zurück, lieber Freund," erwiderte der andere lächelnd. „Nach dem allerliebsten Roman, den Sie vor beinahe drei Jahrzehnten hier erlebt haben, muß es Sie allerdings danach verlangen, die Stätten Ihrer einstigen Freuden wiederzusehen. Vielleicht haben Sie sogar das Glück, der „Blume von Horta" als einer würdigen, von Kindern und Kindeskindern umgebenen Matrone zu begegnen."

Auch der stattliche Herr mit den rosigen Wangen lächelte. Sie schüttelten einander die Hände, und der eine bog in die nächste der bergauf führenden Straßen ein, während der andere den begonnenen Spaziergang allein fortsetzte. Er hatte kaum ein Dutzend Schritte gethan, als er sich von einer heiseren, klanglosen Männerstimme, der Stimme eines Trinkers, in äußerst mangelhaftem Englisch angeredet hörte. Er wandte sich um und gewahrte einen Greis mit schneeweißem Haar, rotem, gedunsenem Gesicht, auf dem die Merkmale des widerwärtigsten Lasters nur zu deutlich ausgeprägt waren.

„Euer Gnaden wollen gütigst verzeihen," stammelte der Alte, seine schäbige Mütze ziehend, „aber vielleicht haben Euer Gnaden dieses Tuch hier verloren?"

„In der That, mein Freund, es ist das meinige," sagte der Engländer, indem er das dargereichte seidene Tuch, das jener ihm kaum zwei Minuten zuvor geschickt aus der Tasche gezogen hatte, entgegennahm. „Ich danke Ihnen und bitte Sie, dies als Finderlohn zu behalten."

Er wollte ihm eine Silbermünze reichen, doch ablehnend schüttelte der Mann den weißen Kopf.

„Nicht doch — ich that ja nur meine Schuldigkeit. Aber wenn Euer Gnaden sich mir trotzdem erkenntlich zeigen wollen, so bitte ich Euer Gnaden, mir den Namen des Herrn zu nennen, der soeben dort hinaufgegangen ist."

„Sollten Sie in ihm vielleicht gar einen alten Bekannten wiedererkannt haben? Das wäre ja sehr interessant und würde meinem Freund gewiß ein nicht geringes Vergnügen bereiten. Er heißt Henry Briggs Wharton und ist einer der reichsten Großkaufleute und Reeder Londons."

Das gedunsene Gesicht des „ehrlichen Finders" blieb bei diesen Mitteilungen ganz unverändert.

„Schönen Dank, Euer Gnaden," meinte er, „ein so großer Herr kann natürlich nicht der alte Bekannte eines armen Teufels von meinem Schlage sein. Aber es war da in der That eine gewisse Aehnlichkeit —"

„Mit der es schon seine Richtigkeit haben wird," ergänzte der gut gelaunte Engländer. „Mr. Wharton hat vor langen Jahren in der That ein paar Monate hier auf Fayal zugebracht, und es wäre nicht so wunderbar, wenn Sie damals seine Bekanntschaft gemacht hätten. Waren Sie doch zu jener Zeit ohne Zweifel ein Mann in den besten Jahren."

Der zerlumpte Portugiese, der das Englische des Fremden offenbar recht gut verstand, nickte bestätigend: „Euer Gnaden zu dienen, damals war ich erst vierundzwanzig."

„Wie?" fragte der andere verwundert. „Dann wären Sie ja jetzt nicht älter als Mr. Wharton oder ich. Und ich habe Sie für einen hohen Sechziger gehalten. Altern denn die Leute in diesem herrlichen Klima so schnell?"

„Nicht alle, Euer Gnaden, nicht alle. Und Mr. Briggs Wharton hat Ihnen vielleicht auch erzählt, weshalb er sich hier so lange aufgehalten hat?"

„Nun, nach Ihrer Frage zu urteilen, hat es ja den Anschein, als ob Ihnen die Ursache nicht unbekannt ist. Mein Freund mußte hier zwei Monate bleiben, weil sein Schiff Havarie erlitten hatte, und er verlängerte freiwillig seinen Aufenthalt um eines schönen jungen Mädchens willen, bis ihn ein anderes Schiff seines Vaters abholte. Sein Verschwinden hat der Schönen gewiß viel Herzeleid bereitet, aber Jugend hat nun einmal keine Tugend; das wissen wir ja alle aus eigener Erfahrung, nicht wahr?"

„Ja, das wissen wir alle aus eigener Er-

fahrung," wiederholte der Mann mit dem roten Trinkergesicht mechanisch. „Noch einmal schönen Dank, Euer Gnaden, für die freundliche Auskunft. Will doch sehen, ob Mr. Briggs Wharton auch mich wiedererkennt — will doch sehen."

„Jedenfalls wird es ihm außerordentliches Vergnügen bereiten, jemand zu finden, mit dem er alte Erinnerungen austauschen kann. Klettern Sie ihm nur nach! Irgendwo da oben herum werden Sie ihn schon finden."

Aber der Mann schien gut genug zu wissen, wo er seinen alten Bekannten finden werde. Eilig stieg er die steile Straße empor, in deren höchstem Teile noch immer die beiden Häuser standen, welche einst der Schauplatz eines verschwiegenen Liebesglückes gewesen waren. Und da oben — ganz so, wie der weißhaarige Mann es erwartet hatte — lehnte Mr. Henry Briggs an dem hölzernen Gartengitter und blickte zu dem Fenster empor, in dessen Rahmen er einst das liebliche Köpfchen der „Blume von Horta" zum erstenmal gesehen hatte.

Dr. Emil Holub †.

Bei dem Näherkommen des Alten wandte er sich um, und da der andere stehen blieb, um nach dem beschwerlichen Wege Atem zu schöpfen, redete er ihn mit herablassender Freundlichkeit in portugiesischer Sprache an:

„Lebt Ihr schon lange hier in Horta, guter Freund?"

Der Gefragte nahm die Mütze ab und trocknete sich den Schweiß, der in großen Tropfen auf seiner Stirne perlte.

„Seit mehr als fünfzig Jahren, gnädiger Herr."

„Dann kanntet Ihr vielleicht auch einen Gastwirt Namens Pollo, der vor beiläufig dreißig Jahren in diesem Hause wohnte?"

„Gewiß — ich habe ihn gut gekannt."

„Er ist nicht mehr am Leben? — Nun, wie könnte das auch anders sein! War er doch schon damals ein bejahrter Mann. Aber er hatte auch eine Tochter. Sie hieß Antonietta, wenn ich nicht irre."

„Ja, sie hieß Antonietta, gnädiger Herr."

„Könnt Ihr mir nicht sagen, was aus der geworden ist? Befindet sie sich noch immer hier auf Fayal?"

„Nein. Sie ist tot."

„Ah, wirklich? Und wann starb sie?"

„Vor achtundzwanzig Jahren, gnädiger Herr — sie starb aus Kummer, weil ein fremder Schuft sie bethört und verraten hatte."

Die Stimme des Alten war plötzlich fester und härter geworden, und über das rosige Gesicht des Engländers lief ein Schatten. Hastig fuhr er mit der Hand in die Tasche und brachte ein blinkendes Goldstück zum Vorschein.

„Es scheint, daß der Himmel Sie nicht überreich mit irdischen Gütern gesegnet hat, mein Freund. Nehmen Sie diese Kleinigkeit als Lohn für die erteilte Auskunft."

Der Mann schien von so viel Freigebigkeit ganz überwältigt. Er wackelte mit dem Kopfe, und seine Hand zitterte, als er sie nach dem Gelde ausstreckte.

„Wie gnädig Sie sind, gnädiger Herr — wie gütig! Ach, über mein Ungeschick! Und es wird mir so — so furchtbar schwer, mich zu bücken."

Das Goldstück war klingend zu Boden gefallen, als Wharton es dem Trunkenbold hatte reichen wollen, und nun starrte der Mensch aus seinen blöden, blutunterlaufenen Augen ganz verzweifelt darauf hin.

Der Engländer that, was vermutlich jeder andere an seiner Stelle gethan haben würde, er beugte sich nieder, um die Münze aufzuheben. In diesem Moment fuhr die Rechte des anderen blitzschnell in die Tasche, ein längliches, im Sonnenschein funkelndes Etwas sauste durch die Luft, ein dumpfer Schlag wurde vernehmlich, gleichzeitig mit einem halberstickten, gurgelnden Schrei — und hoch auf spritzte das rote Blut aus Mr. Henry Whartons durchstochenem Halse.

Mit stumpfsinniger, unbewegter Miene sah Rodrigo Benar den Todeszuckungen seines unglücklichen Opfers zu. Als auch das letzte Lebensfünkchen in dem hingestreckten Körper erloschen war, zog er das Messer aus der fürchterlich klaffenden Wunde und steckte es, ohne die Klinge vom Blute zu reinigen, wieder in die Tasche.

„Gut so!" sagte Rodrigo ganz laut. „Sie sollen mich nicht ohne Grund achtundzwanzig Jahre lang für einen Mörder gehalten haben."

Und langsam stieg er die steile Straße wieder hinab, um unten inmitten des fröhlichen Menschengewühls voll dumpfer Gleichgültigkeit seine abermalige Festnahme zu erwarten.

Ende.

Illustrierte Rundschau.

Das **Grant-Mausoleum**, welches das amerikanische Volk dem verstorbenen General und Bezwinger der Rebellion, der auch später zweimal die Präsidentenwürde bekleidete, errichtet hat, erhebt sich im **Riversidepark bei New York** auf einer Anhöhe am Hudsonflusse und ist ein prächtiger Bau aus weißem Marmor im antiken Stile. Von einem mit einer Balustrade umgebenen Wandelgange des imposanten Innenraumes blickt der Besucher in die Gruft hinab, in der zwei schmucklose Eichensärge stehen, die keine andere Inschrift tragen als Ulysses H. Grant und Julia Grant (die Frau des Generals). — Großes Aufsehen hat die überraschende Verhaftung und Verbannung des türkischen **Marschalls Fuad Pascha** gemacht, die auf Befehl des Sultans erfolgte. Mehemed Fuad Pascha ist einer der höchsten Würdenträger des türkischen Reiches, war lange Zeit Generaladjutant und Günstling des Sultans und als Besieger der Russen in der Schlacht bei Elena (1877) im Volke und Heere äußerst beliebt. Man hat ihn nach Damaskus gebracht, aber der Sultan hat den fremden Gesandten versichert, daß für sein Leben nichts zu befürchten stehe. — In Wien starb der berühmte Afrikareisende **Dr. Emil Holub.** Er war am 7. Oktober 1847 geboren, studierte Medizin und ging als Arzt nach Kimberley in Südafrika, von wo aus er, nachdem er sich die nötigen Mittel verdient hatte, seine erste mehrjährige Reise ins Innere antrat, während er die zweite ins Land der Maschukulumbe mit Unterstützung der österreichischen Regierung ausführte. Sie war reich an Kämpfen, Gefahren, Strapazen und wissenschaftlichen Ergebnissen, legte aber auch den Grund zu dem schweren Leiden, dem der Forscher jetzt erlag. — Das Eis der die russische Hauptstadt **St. Petersburg** in mehreren Armen durchströmenden Newa besitzt im Winter eine Tragfähigkeit, daß der Fuß- und Wagenverkehr ohne Bedenken wie auf festem Boden darauf stattfinden kann. In diesem Jahre hat man zum erstenmal auch **die elektrische Straßenbahn** über das Eis gelegt, und zwar vom Englischen Quai bis zur Akademie der Künste (500 Meter) und westlich von der Peter-Pauls-Festung über den Haupt-



Die elektrische Straßenbahn über das Eis der Newa in St. Petersburg.
Nach einer Photographie von C. O. Bulla in St. Petersburg.

strom, eine Linie von über ein Kilometer Länge, die beide bis zum April in Betrieb sein werden.

Fütterung eines Hechtkaimans.

(Mit Bild.)

Während die jungen Alligatoren sich leicht an die Gefangenschaft gewöhnen, weigern sich die älteren meist, Nahrung zu sich zu nehmen, so daß man sie gewaltsam füttern muß. Solch eine Fütterung, wie die des aus Nordamerika stammenden Hechtkaimans auf unserem Bilde, ist nicht ohne Gefahr. Während der Wärter dem Kaiman auf einem Stocke einen Schellfisch vorhält, bemüht er sich, ihn durch Stoßen an dem hinteren Teil des Kopfes und in der Nähe des Gaumens zur Oeffnung des Rachens zu bringen. Das Tier gerät in Wut und beginnt zu fauchen. Kaum öffnet es den Rachen, so wird ihm der Fisch hineingeschoben. Da die Tiere auf dem Lande äußerst unbeholfen sind, kann der Wärter durch einen schnellen Seitensprung sich stets retten, wenn das gereizte Tier nach ihm selbst schnappt.

Ein Osterbrauch in Frankreich.

(Mit Bild auf Seite 101.)

Das Verstummen der Kirchenglocken am Karfreitag, das nach katholischem Brauch den Ernst des Tages noch erhöht, war schon im Mittelalter üblich. Zum Ersatz des Glockengeläutes bedient man sich in den einzelnen katholischen Ländern verschiedener Mittel. In Deutschland, Oesterreich und Italien sind durchweg hölzerne Rasselinstrumente üblich. Anderwärts sind einfach hölzerne Schlegel in Gebrauch, mit denen man auf ein Brett schlägt. Eines der seltsamsten Instrumente aber zum Ersatz des Glockengeläutes bedient man sich in Frankreich. In der Kirche zu Ambert nämlich, eines Städtchens in der Provinz Auvergne, benutzt man ein langes Horn, das an die Alphörner der Schweizer Hirten erinnert. Von der Galerie des Kirchturms herab läßt der Bläser des Horns die außerordentlich kräftigen, durchaus nicht unedel klingenden Töne weit über Stadt und Land hinschallen als Ersatz des sonst üblichen Glockengeläutes.



Fütterung eines Hechtkaimans.

Die Fahrt nach Gretna Green.

Erzählung von **Val. Fern.**

Es war an einem trüben und nebeligen Apriltag des Jahres 1826, als ein mit zwei abgehetzten, dampfenden Pferden bespannter Reisewagen in das nördlichste englische Dorf Cromarty, nahe der schottischen Grenze, rollte und vor dem einzigen Wirtshause anhielt.

Ein junger Mann steckte den Kopf aus dem Wagenschlag und rief hastig: „Keinen Aufenthalt hier, Ralph! Wir müssen weiter!"

„Es geht nicht, Sir," versetzte der Kutscher. „Die Pferde sind gar zu abgejagt. Entweder müssen wir hier Rast halten oder frische Pferde vorspannen."

„Gut denn; versuchen wir's also, frische Pferde zu erlangen."

Unterdessen war der Wirt der Dorfschenke vor seiner Hausthür erschienen.

„Womit kann ich dienen?" fragte er sehr höflich.

„Hab's ungeheuer eilig," antwortete der Reisende. „Brauche notwendig frische Pferde."

„Damit kann ich wohl aushelfen, Sir. Zuerst aber müssen die Tiere geholt werden, denn sie sind im Gras draußen und nicht im Stalle. Belieben Sie unterdessen ins Haus zu kommen."

Der junge Mann zog den Kopf zurück und sagte zu einer Dame im Wagen: „Es kann nicht anders sein, mein teures Lieb. Doch soll alles so schnell besorgt werden, wie es nur irgend möglich ist. Eine kleine Erfrischung hier wird uns beiden auch gut thun."

Er öffnete den Schlag und stieg aus. Danach half er seiner Begleiterin beim Aussteigen. Dieselbe war eine junge, schöne, etwas furchtsam und aufgeregt aussehende Dame in elegantem Reiseanzuge.

„Aha!" murmelte der biedere Wirt von Cromarty. „Merkst du was? Das sind wieder gute Kunden für meinen Freund, den Schmied drüben."

Und laut fragte er: „Vermute, Sir, Sie wollen nach Gretna Green?"

„Jawohl. Wie weit ist's noch bis dahin?"

„Zwölf Meilen."

„Ist der Weg gut?"

„Es geht an. Man hat ihn vor etlichen



Glöckner der Kirche zu Ambert (Auvergne) in der Karwoche mit einem Horn zur Kirche rufend. (S. 100)

Jahren einigermaßen ausgebessert, ihn aber leider nicht ganz neu machen wollen, wie Mr. Mac Adam es wünschte."

„Mac Adam — wer ist das?"

„Ei, das ist der berühmte Erfinder des verbesserten Baues der Landstraßen oder Chausseen, dessen neue Art man macadamisieren nennt. Der Herr wohnt eben jenseits der Grenze, einige Meilen von Gretna Green, auf seinem Landsitze beim Dorfe Moffat."

„So, so! — Also die Pferde! Ich bitte um Eile und verspreche gute Bezahlung. Und rasch einen Imbiß für mich und meine Braut."

Ein Knecht kam, um die erschöpften Pferde abzuschirren. Ein anderer Mann rannte fort, um die bestellten Gäule von der Wiese zu holen. Der Reisende und die Dame gingen ins Gastzimmer, wo für sie schleunigst aufgetragen wurde.

„Weiß Ihr Kutscher genau Bescheid über den Weg nach Gretna Green?" fragte der Wirt den Fremden.

„Ja, er ist schon einigemal dagewesen," antwortete dieser.

„Hm, sonst hätte ich Ihnen gerne einen zuverlässigen Mann mitgegeben."

„Danke, es wird hoffentlich nicht nötig sein."

„Haben Sie Gründe zu der Annahme, daß Sie verfolgt werden?"

„Leider muß ich das befürchten."

„Wenn man Sie einholte oder noch im letzten Augenblick fast gleichzeitig mit Ihnen bei der berühmten Heiratsschmiede ankäme —"

„Das wäre äußerst unangenehm, vielleicht geradezu verhängnisvoll für uns. Und der ergrimmte Onkel und Vormund meiner Braut wird allerdings wie ein Sturmwind hinter uns her sein. Wir haben nur zwei bis drei Stunden Vorsprung."

„Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Von Leeds. Ich heiße William Elgin und bin Kaufmann."

„Hm, Sir, der Schmied von Gretna Green ist mein Freund, und ich selber habe auch Nutzen von seiner Beschäftigung, die darin besteht, bedrängten Liebenden zu helfen, sie gesetzlich fürs Leben zu vereinigen. Im Laufe dieses Jahres sind schon siebenundvierzig junge Paare hier durchgekommen, die meisten davon in ebenso großer Eile wie Sie. Aber keinem der Verfolger gelang es, die Heirat in Gretna Green zu verhindern. Sie kamen immer zu spät. Haha! Ja, Sir, wir haben hier so unsere Pfiffe und Kniffe."

„Ich höre mit Vergnügen, daß Sie Ihre Sympathien entschieden den verfolgten Liebenden widmen und nicht den Verfolgern."

„So ist's, Sir. Das bringt mir ein hübsches Sümmchen Geld ein." Er schaute durchs Fenster. „Da kommen meine beiden Braunen. Es wird nun gleich angespannt."

„Die Pferde scheinen mir nicht sonderlich gut zu sein."

„Bessere habe ich leider nicht."

„Das ist recht fatal. Der Onkel meiner Braut, Mr. Thomas Sinclair, ein reicher Gutsbesitzer, verfügt über die besten Pferde."

„Hat er auch einen eigenen Kutscher?"

„Ja."

„Ist derselbe jemals bis an die schottische Grenze gekommen?"

„Alice, weißt du das?" fragte der junge Herr, sich an seine Begleiterin wendend.

„Mein Onkel Thomas ist niemals in Schottland gewesen, und sein Kutscher Robin, soviel ich weiß, auch nicht," versetzte die junge Dame.

„Vortrefflich!" rief der Wirt. „Dann ist die Sache ja ganz einfach. Bitte, vertrauen Sie sich nur mir an. Der Herr Onkel soll Sie nicht einholen, dafür stehe ich. Die Sache ist ganz billig."

„Wieviel verlangen Sie für Ihre Hilfe?"

„Vier Pfund — zwei für mich, zwei für meinen Knecht, den schlauen Stephan, den ich dem Herrn Onkel als Führer aufschwatzen werde. Er wird dann auf den Weg nach Moffat und Crookdale gebracht und gelangt ganz gewiß nicht vor morgen früh nach Gretna Green."

„Das wäre herrlich, dann könnten wir ja ganz außer Sorgen sein! Wenn er aber gar nicht hier durchkäme?"

„Hier muß er jedenfalls durchpassieren, denn es ist ja der kürzeste Weg, nach dem er sich sicherlich erkundigt hat, und er wird auch bei meinem Hause anhalten, um sich weiter zu erkundigen. So pflegen es alle zu machen, die hinter den Liebesleuten her sind. Haha!"

„Gut. Hier ist eine Fünfpfundnote. Der Ueberschuß ist für den Imbiß und die Benutzung der Pferde. Ist's genug?"

„Danke, Sir. Bin zufrieden. Fahren Sie ruhig weiter mit Ihrer Dame. Also Sinclair heißt der Onkel?"

„Ja, er ist ein dicker Mann von reichlich fünfzig Jahren, mit rotem Gesicht und einer schwarzen Perücke."

„Sehr wohl."

Das Liebespaar stieg in den Wagen.

„Adieu, Herr Wirt, und besten Dank! Wir verlassen uns also auf Sie!"

„Das dürfen Sie unbedingt, Sir. Wünsche viel Glück und Heil und Segen auf den Weg!"

Mit seiner Frau, die auch vor die Hausthür getreten war, sah der biedere Wirt dem fortrollenden Wagen nach.

Der Knecht hatte die abgeschirrten Pferde in den Stall gebracht, wo sie sich ausruhen sollten, bis sie wieder abgeholt und gegen die beiden anderen Gäule ausgewechselt werden würden.

„Ein gar liebes und schönes junges Paar!" sprach gefühlvoll Frau Snuff. „Es wäre doch wahrhaftig eine Sünde und Schande, wenn sie von dem alten Onkel eingeholt und getrennt würden."

„Bin ganz deiner Meinung, Susanna. Darum stehe ich ihnen bei aus Mitleid, und außerdem ist's ein gutes Geschäft, solchen jungen Liebesleuten nützlich zu sein. — Stephan!"

Der Knecht, ein junger, pfiffig aussehender Mensch, lief herbei.

„Herr?"

„Mutmaßlich wird bald ein gewisser Thomas Sinclair hier anlangen, der hinter den jungen Liebesleuten her ist, die eben von hier fortfuhren. Er soll abgehalten werden, rechtzeitig Gretna Green zu erreichen. Du wirst das besorgen; dafür bekommst du zehn Schillinge."

„Gut, Herr. Es wird sich machen lassen, wenn der Herr nicht zu bald kommt. Der Nebel wird immer dichter, und wenn erst die Dunkelheit eintritt, wird die Sache leicht auszuführen sein."

„Natürlich. Ich werde dich als Führer empfehlen, und du leitest den Wagen nicht rechts nach Gretna Green, sondern links so allmählich in die Moffatheide hinein, bis ans wilde Moor."

„Schon recht, Herr. 's ist ja nicht das erste Mal, daß ich so etwas ausführe. Werd's schon machen."

— — — — — — — — — —

Etwa zwei Stunden später rasselte abermals eine Kutsche, von zwei prächtigen Schecken gezogen, ins Dorf Cromarty und hielt vor dem Wirtshause an.

Billy Snuff eilte dienstfertig vor die Hausthür. Aus dem Wagenschlag neigte sich das rote Gesicht eines ältlichen dicken Herrn.

„Beliebt es Ihnen, hier einzukehren, Sir?" fragte der Wirt.

„Habe jetzt keine Zeit dazu," versetzte der dicke Herr. „Muß unverzüglich weiter. Vielleicht auf dem Rückweg. Ich möchte aber um eine kleine Auskunft bitten."

„Stehe gerne zu Diensten, Sir."

„Ist hier heute ein junges Paar durchgekommen, das nach Gretna Green wollte?"

„Jawohl, ein solches Paar ist hier durchgekommen."

„Wann?"

„Vor reichlich zwei Stunden. Er heißt William Elgin, sie heißt Alice, ihren Zunamen weiß ich aber nicht."

„Ganz richtig, die sind's. Kann ich den Wagen noch einholen?"

„Das wird wohl nicht gut möglich sein."

„Aber vielleicht kann ich noch rechtzeitig nach Gretna Green gelangen, um durch einen Machtspruch die Trauung zu verhindern. Es sind doch jedenfalls einige Formalitäten, die Zeit in Anspruch nehmen, nötig, so einfach sie auch sein mögen nach dem verwünschten schottischen Gesetz."

„Sehr wenige sind erforderlich, Sir. Ein bißchen Schreiberei ins Register, das ist alles. Und der Schmied ist immer bereit. Hat's allergrößte Eile, so wirft er gar nicht 'mal erst sein Schurzfell ab."

„Es müssen doch zwei Zeugen beschafft werden."

„Die sind für ein gutes Stück Geld auch sogleich zur Hand. Und zwar sind's die beiden nächsten Nachbarn des Schmieds, nämlich der Barbier von Gretna Green und ein Tabakskrämer. Im Notfall thun's aber auch ein paar Schmiedegesellen."

„Verwünscht! Dann muß ich also doppelt eilen."

„Das müssen Sie, Sir. Kennt Ihr Kutscher genau den Weg? Er ist etwas schwierig und holperig und nicht leicht zu finden, besonders bei solchem Nebel. Auch fängt's bald an zu dämmern."

Der Kutscher auf dem Bock wandte sich um und sagte: „Habe mich schon unterwegs erkundigt nach dem Wege und finde ihn schon."

„Es könnte doch fehl gehen, Robin," rief der dicke Herr. „Glaube, es wird gut sein, einen wegkundigen Mann mitzunehmen."

„Ich empfehle Ihnen meinen Knecht Stephan," sprach der Wirt.

„Danke, Sir. Eine gute Belohnung sichere ich dem Manne zu."

„Stephan!" rief Billy Snuff.

Der Knecht lief eilig herbei.

„Geleite den Wagen des Herrn nach Gretna Green!" sagte augenzwinkernd der Wirt. „Du weißt ja Bescheid."

Stephan stieg zu dem Kutscher auf den Bock, und der Wagen rollte weiter nach Norden.

Der Wirt sah ihm schmunzelnd nach. „Ein vortreffliches Geschäft," murmelte er. „Gott segne meinen Freund, den Schmied, und die schottischen Heiratsgesetze!"

Dann ging er wieder in sein Wirtshaus zu einigen Bauern, die im Gastzimmer saßen und Karten spielten.

— — — — — — — — — —

Thomas Sinclair in seiner Kutsche brummte und schimpfte zuweilen über die Holprigkeit des Weges.

Die Gegend, welche durchfahren wurde, ist größtenteils Schafweide, aus hügeligen Grastriften und Heide bestehend.

Nach reichlich einer halben Stunde rief Stephan: „Jetzt sind wir in Schottland. Eben haben wir die Grenze passiert."

„Nun müssen wir also bald nach rechts abbiegen," sagte Robin. „So hat man mir's gesagt."

„Man hat Euch etwas weisgemacht," widersprach Stephan. „Zuerst geht's noch gerade aus, dann links ab."

„Das glaube ich aber nicht recht."

„Ich muß es doch besser wissen."

Der Nebel wurde immer dicker und schwerer. Die Dunkelheit begann.

„War das da rechts, was man undeutlich im Nebel sehen konnte, nicht ein Wegweiser?" fragte Robin.

„Jawohl."

„Und zeigt der nicht nach Gretna Green?"

„Nein," log Stephan, „nach Crookdale."

„Hm, das ist doch wirklich sonderbar."

Weiter fuhr die Kutsche. Es wurde nun allmählich so dunkel, und der Nebel so dick, daß man schon auf wenige Schritte Entfernung nichts mehr deutlich zu unterscheiden vermochte.

Thomas Sinclair steckte den Kopf aus dem Schlag und rief ärgerlich: „Langen wir denn noch nicht bald am Ziele an? Es sollen ja doch nur zwölf kleine englische Meilen sein von Cromarty nach Gretna Green."

Robin hielt plötzlich an. „Sir," sagte er, „ich vermute, wir sind gar nicht auf dem rechten Wege."

„Wie meint Ihr das?"

„Fast scheint mir's, daß wir hier auf offener Heide sind, wo Schafe weiden."

In der That vernahm man das Geblöke von Schafen.

„Zum Henker noch einmal!" schrie der dicke Herr in grimmigster Aufregung.

„Ich will's gleich einmal gründlich untersuchen," sagte bedächtig Robin.

Er sprang vom Bock auf den Erdboden. Stephan sprang ihm nach.

„Ha, Bursche!" rief Robin, indem er mit seiner Peitsche drohte. „Ist dies der Weg nach Gretna Green? Ist dies überhaupt ein Weg?"

„Sapperment, wir sind auf der Heide von Moffat!" sagte Stephan mit gut geheucheltem Erstaunen. „Wir haben uns verirrt. Das kann freilich geschehen bei solchem dicken Nebel."

„Sir," schrie Robin dem Mr. Sinclair zu, „dieser Kerl hat uns unzweifelhaft absichtlich in die Irre geführt. Er muß bestochen worden sein von Mr. Elgin. Soll ich ihn dafür tüchtig mit der Peitsche durchhauen?"

„Wenn dem wirklich so ist," sprach zornig der dicke Herr, „dann verdient er allerdings Hiebe und keine Belohnung."

Stephan brachte rasch mit einem weiten Sprunge seine Haut in Sicherheit.

„Verzichte auf beides!" rief er höhnisch lachend und verschwand im Nebel und in der Dunkelheit.

„Verwünschter Taugenichts!" schrie der Reisende, vernahm noch ein schallendes Gelächter und dann nur noch das melancholische Blöken der Schafe.

„Zweifellos ist's, ich bin fürchterlich genasführt worden," brummte Sinclair. „Wahrhaftig, so viel Umsicht und Verstand hätte ich diesem Elgin gar nicht zugetraut."

„Was ist zu thun?" fragte Robin, nachdem er eine Wagenlaterne angezündet hatte, die aber nur schwachen Schimmer verbreitete. „Weiterzufahren, scheint mißlich; vielleicht könnten wir unversehens in ein Moor geraten. Wir müssen umkehren, finden uns aber schwerlich zurecht in dem schauderhaften Nebel."

„Wo Schafe sind, ist wohl auch ein Schäfer aufzutreiben," meinte der dicke Herr. „Ein solcher könnte uns auf den Weg helfen. Heda! Holla! Ist jemand hier in der Nähe?"

Robin schrie ebenfalls aus Leibeskräften. Eine Weile war alles vergeblich. Dann aber wurde eine grobe Baßstimme vernehmlich, welche schrie: „Hallo, wer ruft da?"

„Verirrte Reisende!"

„Komme gleich!"

Ein bejahrter Schäfer mit einem Stabe in der Hand näherte sich. Im nächtlichen Nebel sah er aus wie ein Heidegespenst.

„Wie ist der Wagen hierher geraten?" fragte er. „Ihr seid auf der Moffatheide. Weiterhin ist das wilde Moor."

„Wir wollen nach Gretna Green," versetzte Thomas Sinclair.

„Da sind Sie weit vom rechten Wege abgekommen, Sir."

„Ja, ein junger Bursche Namens Stephan, den der Wirt in Cromarty mir zum Führer empfahl, hat uns arglistigerweise hierher gebracht."

„Haha! Merke was, Sir. Sie beabsichtigen wohl, eine Trauung in Gretna Green zu verhindern?"

„So ist's."

„Na ja, darum auch. Billy Snuff, der Wirt drüben in Cromarty, ist ein guter Freund des Eheschmieds."

„Verwünscht möge er sein! — Wollt Ihr uns auf einen gebahnten Weg bringen?"

„Ja, für einen Schilling."

Der dicke Herr reichte ihm in einer Anwandlung von großmütiger Laune zwei Schillinge.

„Danke, Sir!" rief der Schäfer vergnügt. „Dafür bringe ich Sie gerne ganz nach dem Dorfe Moffat hin. Dort ist ein Wirtshaus, und Sie werden am besten thun, da zu übernachten, denn die Wege sind schlecht und seitwärts davon häufig Moore und Sümpfe. In dieser mondscheinlosen düsteren Nebelnacht ist es nicht rätlich, weiter nach Gretna Green zu fahren."

„Das ist wohl wahr. Es ist schauderhaft, wie schlecht die Landstraßen in dieser Gegend sind."

„Das ist aber gewiß nicht die Schuld meines wackeren Herrn."

„Wer ist Euer Herr?"

„Ich bin als Schäfer in Dienst bei John Mac Adam, der nahe beim Dorfe Moffat wohnt."

„Ist das der berühmte Erfinder des verbesserten Landstraßenbaus, dessen Neuerung man ihm zu Ehren macadamisieren genannt hat?"

„Jawohl, Sir."

„Wie ist das möglich? In ganz England, in Frankreich, Deutschland, Oesterreich baut man eifrig Chausseen nach seiner neuen vortrefflichen Methode, hier aber in seiner Heimat ist davon nicht das geringste zu verspüren."

„Sir, Sie müssen bedenken, daß die Gemeinden hierzulande sehr arm sind. Das Bauen solcher guten Chausseen, die so hart und eben sind wie eine Dreschtenne, kostet viel Geld."

„Hm, ja, das ist richtig. — Wie alt mag Mr. Mac Adam sein?"

„Einundsiebzig Jahre, dabei aber noch recht munter und rüstig."*)

„Wäre die Stunde nicht so unpassend und hätte ich nicht sonst so viel Verdruß, so würde ich gern die persönliche Bekanntschaft des ausgezeichneten Mannes suchen," murmelte Thomas Sinclair. „Unter den obwaltenden Umständen muß ich jedoch auf dies Vergnügen verzichten. — Schäfer, setzt Euch zu meinem Kutscher auf den Bock, und dann vorwärts!"

*) Der berühmte Verbesserer des Chausseenbaus John Mac Adam starb, einundachtzig Jahre alt, auf seinem Landsitze bei Moffat am 26. November 1836.

„Wohl, Sir."

Robin und der Schäfer nahmen ihre Plätze ein.

„Herum mit den Pferden!" rief der letztere. „Dorthin, Kutscher!"

Ueber die Heide rollte der Wagen, nach östlicher Richtung, und gelangte nach etwa zehn Minuten auf einen gebahnten Weg, dessen Beschaffenheit jedoch sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Eine gute Stunde später kam die Kutsche im Dorfe Moffat an. Dort übernachtete der dicke Gutsbesitzer im Wirtshause.

— — — — — — — — — —

Am anderen Morgen fuhr Thomas Sinclair nach Gretna Green, wo er gegen neun Uhr anlangte und vor der Schmiede anhielt.

Der berühmte Schmied, mit seinem Schurzfell angethan, kam vor die Thür. Ebenso seine Frau und seine beiden Gesellen.

„Hat sich hier gestern ein junges Paar trauen lassen?" fragte Sinclair.

„Jawohl, Sir," versetzte lächelnd der Schmied. „Nummer achtundvierzig in meinem diesjährigen Trauverzeichnis. Alles in bester Ordnung, Sir, nach schottischem Gesetz und Recht. Kein vorheriges Aufgebot war nötig. Die einfache Erklärung genügt hier. Die Gebühren sind bezahlt. Er heißt William Elgin und sie heißt —"

„Weiß schon, wie sie heißt. Wo sind sie geblieben?"

„Schon über alle Berge, Sir; zurück nach England, vermute ich. Sind Sie vielleicht Mr. Thomas Sinclair, der Onkel und Vormund der jungen Dame?"

„Ja, der bin ich."

„Dann habe ich einen angenehmen Auftrag an Sie auszurichten."

„Welchen denn?"

„Ich soll Sie schönstens grüßen von Mr. Elgin und seiner Gemahlin."

„Vorwärts, Robin!" schrie wütend der dicke Herr. „Der Teufel hole dieses elende Nest und die schottischen Gesetze!"

Die Kutsche rollte fort. Der Schmied blickte dem Wagen nach und lachte. Seine Frau und die beiden Gesellen lachten ebenfalls.

An der geschehenen Thatsache ließ sich nichts mehr ändern. Der dicke Gutsbesitzer kehrte, ohne unterwegs im Dorfe Cromarty anzuhalten, da er sich nicht abermals über den pfiffigen Wirt Billy Snuff ärgern wollte, nach seiner Heimat bei Leeds in Yorkshire zurück.

— — — — — — — — — —

Thomas Sinclair war zwar bärbeißig und hitzköpfig, aber im Grunde seines Herzens gutmütig.

Er hatte einen jungen Gutsnachbar, der ein ebenso ausgezeichneter Fuchsjäger war, wie er selbst. Diesem hätte er so gerne die Hand und das ansehnliche Vermögen seiner verwaisten Nichte Alice gegönnt und auch die Erbschaft, welche ihr dereinst noch zufallen sollte, denn Sinclair war Witwer und kinderlos.

Nun hatte sich alles ganz anders gefügt. Aber die zornlindernde Zeit ging darüber hin, und nach einigen Monaten kam die schöne Stunde der Versöhnung.

Der dicke Herr sah ein, daß William Elgin in Leeds ein sehr braver und tüchtiger Geschäftsmann sei, und daß Alice glücklich mit ihm lebe. So gab er sich denn über das Geschehene zufrieden und enterbte seine Nichte nicht, als es fünfzehn Jahre später mit ihm zu Ende ging.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Kavalier der Kaiserin. — Maria Theresia wettete einmal mit ihrem Gemahl Franz Stephan von Lothringen — es war im Jahre 1751 — daß sie bei einer der Fastnachtredouten, die bei Hofe als Maskenbälle gefeiert wurden, mit einem Kavalier erscheinen werde, den ihr Gemahl nicht erkennen würde.

Bekanntlich war die Ehe Maria Theresias mit ihrem Gatten eine sehr glückliche, und es handelte sich auch hier ihrem Gemahl gegenüber nur um eine Neckerei. Aber Franz Stephan bot alles auf, um den Scherz seiner geliebten Gattin zu parieren. Die Kaiserin entwickelte in der Wahl ihres Kavaliers jedoch ein außerordentliches Geschick. Sie befahl nämlich dem Direktor der Museen, dem berühmten Professor Duval, sie zu begleiten.

Dieser Duval war eine von der kaiserlichen Familie hochgeachtete Persönlichkeit, ein Gelehrter, der einen höchst eigentümlichen Lebenslauf hinter sich hatte. Von Haus aus Hirtenjunge, wurde er von zwei österreichischen Erzherzögen, die sich auf einer Reise befanden, gewissermaßen entdeckt. Die klugen Antworten des geweckten Knaben interessierten die beiden Erzherzöge dermaßen, daß sie den Hirtenjungen mit nach Wien nahmen und ihn hier in eine Schule schickten. Duval wurde Naturwissenschaftler und ein berühmter Forschungsreisender. Er lebte jahrelang unter den wildesten Völkerschaften, später aber vergrub er sich, nachdem er sich ganz und gar auf die Altertumskunde verlegt hatte, in alten Burgen und Schlössern, hielt Nachforschungen in Wäldern und mangelhaft bevölkerten Landesteilen, und das brachte es mit sich, daß er ein wenig menschenscheu wurde.

Am allerwenigsten hätte der Kaiser vermutet, daß sich die Kaiserin gerade diesen Mann als Kavalier erwählen würde. Und wirklich gelang es dem Gemahl Maria Theresias trotz aller Anstrengungen, die er machte, zunächst nicht, dahinterzukommen, wer der Begleiter der Kaiserin sein könne.

Maria Theresia verlangte schließlich sogar, daß Duval mit ihr ein Menuett tanzen sollte.

„Majestät,“ versetzte Duval, „ich habe in meiner Jugend wohl gelernt, Purzelbäume zu schlagen, aber vom Tanzen verstehe ich nichts.“

Die Kaiserin glaubte bereits, sie habe ihre Wette gewonnen, als sie Duval auf einen Augenblick beurlaubte. Der Gelehrte begab sich nach dem Büffett, das den kaiserlichen Gästen zur Verfügung stand, und diesen Umstand benutzte der Kaiser, dem Verkleideten nachzuschleichen. Duval verlangte — ein Glas Kornschnaps, und an dieser Forderung erkannte der Kaiser den ehemaligen Hirtenjungen, denn ein anderes Mitglied der Gesellschaft hätte sich schwerlich zu einem solchen Getränk entschlossen.

Die Kaiserin verlor also zu ihrem Aerger die Wette, war aber Duval trotzdem nicht böse. Sie vergab dem absonderlichen Gelehrten das Vergehen gegen die Hofetikette, das sie sonst unter keinen Umständen ungerügt hätte durchgehen lassen.

Ein andermal begegnete Duval in einem der Gänge der Hofburg den Töchtern der Kaiserin, ohne dieselben zu grüßen. Die Kaiserin, die in einiger Entfernung nachfolgte, stellte Duval darüber direkt zur Rede und fragte ihn, ob er ihre Töchter nicht gesehen habe. Duval erklärte kurz, er habe die entgegenkommenden Damen gar nicht beachtet.

Lachend sagte die Kaiserin: „Meine Töchter haben selbstverständlich auch gar kein Interesse für Sie; sie sind ja, Gott sei Dank, keine Antiquitäten.“

Als Duval 1774 starb, betrauerte ihn die ganze kaiserliche Familie aufrichtig. [A. O. K.]

Dessalines Dose. — Die Schnupftabaksdose des berüchtigten Negerpräsidenten Dessaline auf St. Domingo entschied, gleich den Ordalien der Vorzeit, über Schuld und Unschuld, über Leben und Tod. Wenn jemand bei Dessaline wegen irgend eines Verbrechens angeklagt war oder als Bittsteller zu ihm kam, so sah er den Betreffenden starr an, machte dann seinen inwendig mit einem Spiegel versehenen Dosendeckel auf und untersuchte den darin befindlichen Tabak. War dieser feucht, so ließ er es als Zeichen der Unschuld und Ergebenheit gelten. War der Tabak jedoch trocken, dann mußte der Unglückliche sterben, oder aber der Bittsteller mit einem abweisenden Bescheid von dannen gehen. [M. L—t.]

Humoristisches.

Boshaft.

Förster (zu einem Jäger, der auf sehr weite Entfernung nach einem Hasen schießt): Schießen Sie noch 'mal, der Hase hat's nicht gehört.

Bedingungsweise.

Ist Fräulein Käthchen zu Hause?

— Das kommt ganz darauf an, wer Sie sind. Sind Sie etwa der Herr Müller?

Gewiß.

— Na, dann ist das gnädige Fräulein ausgegangen.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 12:
Je größer die Bürde, je mehr wächst die Kraft.

Schieb-Rätsel.

POLARSTERN, NORDLICHT, STORCH, LESSING, HOLLAND, FICHTE, HERDER, BRUTUS, MEISSEN, HERODOT.

Die oben angeführten Wörter sollen der Reihe nach untereinander gestellt und so lange seitlich nach rechts und links geschoben werden, bis zwei senkrechte Buchstabenreihen, und zwar die erste abwärts und die zweite aufwärts gelesen, ein Sprichwort ergeben. Wie lautet dieses?

Auflösung folgt in Nr. 14.

Rätsel.

Welch holde Schöne würd' es nicht erschrecken,
Sollt' sie in ihrem Antlitz just entdecken,
Was nie vorher vorhanden war
Und in zwei Worten sich stellt dar.
Der Fuß werd' beiden nun geraubt
Und sie zu einen sei erlaubt.
Ei! Jetzt find' ich's erst recht fatal;
Denn dummer Art ist's allemal.
Streichst du die erste Hälfte fort
Und schenkst zwei Füß' dem neuen Wort,
Dann ist's ein Bote, leicht beschwingt,
Der Frühlingsgrüße überbringt.

Auflösung folgt in Nr. 14.

Auflösung der fünfsilbigen Charade in Nr. 12:
Spinnengewebe.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.